

Artikel

Ulrich Jackel

Streß. Reflexionen über die Belastbarkeit von Priestern

1. Streß

Im folgenden Beitrag wird versucht, den möglichen Ursachen und Bedingungen sowie den Folgen des leidvollen Streß bei Diözesanpriestern¹ auf die Spur zu kommen — in der Hoffnung, auch Möglichkeiten für einen sinnvollen Umgang mit Streß-Situationen und für eine Verminderung von Leiderfahrung entdecken zu können².

Angesichts des nahezu beliebigen Gebrauchs des Wortes „Streß“ in der Alltagssprache scheint es notwendig, eine Definition festzulegen und sowohl charakteristische Phänomene als auch Bedingungen von Streß zu nennen. Ich beziehe mich in diesem Punkt auf Hans Seleye³, der die Definition vorschlägt: „Stress ist die unspezifische Reaktion des Körpers auf jede Anforderung, die an ihn gestellt wird.“

Jede Anforderung (Stressor) hat zwar ihre spezifische Wirkung (z. B. Hitze — Schweiß), erzeugt aber zusätzlich auch „eine unspezifische Steigerung des Bedarfs, anpassende Funktionen zu erfüllen und dadurch wieder normale Zustände herzustellen“. Dabei ist es nebensächlich, ob die Anforderung oder Situation angenehm oder unangenehm ist. Bedeutsam ist nur die Intensität des „Angriffs“, der das Gleichgewicht stört. Die Wirkung ist gleichermaßen „Streß“ als eine körperliche Reaktion, die das Ziel hat, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Das heißt auch, daß Streß unvermeidlich ist und erst mit dem Tod verschwindet.

Drei Phasen des Anpassungsvorganges

Der *Anpassungsvorgang* eines Körpers aufgrund der Einwirkung eines „Stressors“ weist drei Phasen auf:

— Alarmreaktion. Der normale Widerstand des Körpers sinkt.

¹ Wieweit das Folgende auch für Ordensleute, Religionslehrer, Mitarbeiter kirchlicher Beratungsstellen usw. gilt, kann ich nicht so gut beurteilen, nehme aber an, daß vieles übertragbar ist. — Die für einen jeden geltenden Belastungen durch die Umwelt oder aufgrund der Ohnmacht gegenüber ökonomischer, politischer und administrativer Macht kann ich hier nur erwähnen, aber nicht eigens thematisieren.

² Allerdings ist das, was ich als meine Reflexionen ausbebe, nicht voraussetzungslos entstanden. Im „Hintergrund“ stehen zum einen (soweit ich sehen kann gesicherte) Erkenntnisse aus dem Bereich von Biologie und Psychologie, die ich mit soziologischen Daten zu verknüpfen suche, und zum anderen Erfahrungen, die sich in der Bibel niedergeschlagen haben. Der „Untergrund“, den ich nicht verlassen kann, besteht aus den persönlichen Erfahrungen, die ich als Priester und mit Priestern einer Diözese (natürlich nicht mit allen) gemacht habe.

³ H. Seleye, *Stress — Bewältigung und Lebensgewinn*, München 1974, bes. S. 58 ff, 119 ff, 153 ff. — Die Definition trifft zunächst auf medizinisch greifbare Phänomene zu, gilt entsprechend aber auch für seelische Vorgänge. Psychische Reize können ebenso physische Folgen haben, wie umgekehrt physische Anforderungen den psychischen Haushalt beeinflussen. Entscheidend ist in jedem Fall, daß es sich um *übermäßige* Belastungen handelt — im Guten wie im Bösen.

- Widerstand. Sofern eine Anpassung an die neue Situation möglich ist, steigt die Widerstandskraft erheblich über den Normalwert an.
- Erschöpfung. Wenn der „Stressor“ zu lange wirksam ist, wird die begrenzte Anpassungsenergie erschöpft; die Symptome der ersten Phase stellen sich wieder ein, ohne daß erneut Widerstandskräfte mobilisiert werden können.

Dabei stellt die Erkenntnis, daß die Anpassungsenergie begrenzt ist, zugleich eines der wichtigsten Kriterien für den Umgang mit streßerzeugenden Situationen dar. — Die Reaktion auf einen Stressor kann in einer passiven Duldung des „Aggressors“ bestehen. Sie kann aber auch der Versuch sein, den Störfaktor aktiv anzugreifen und zu beseitigen. Im zwischenmenschlichen Bereich gibt es als dritte Abwehrmaßnahme die Flucht: man kann sich dem Gegner entziehen, ohne sich mit ihm abfinden oder ihn vernichten zu müssen. Flucht ist jedoch nicht möglich, wenn der „Angreifer“ innerhalb der Person sitzt — als Gift im Körper oder als innerpsychischer Konflikt.

2. Optimales Streß-Niveau

Die häufigsten Stressoren sind Gemütsregungen, hervorgerufen sowohl durch ein Übermaß wie durch einen Mangel an Reizen; verursacht durch überstarken Normdruck oder auch durch die Geringschätzung der eigenen Leistung. Folglich kommt es darauf an, daß jeder sein „*optimales Streß-Niveau*“ ermittelt, d. h. die Anforderungen mit den zur Verfügung stehenden Widerstandskräften vermittelt. Das bedeutet, daß einerseits die realistische Einschätzung der „angreifenden“ und der „abwehrenden“ Kräfte streßmindernd wirkt, daß andererseits aber auch Lebensbedingungen notwendig sind, die die tatsächlichen, begrenzten Widerstandskräfte nicht überfordern und die Anpassungsenergie nicht vorzeitig erschöpfen. Desungeachtet ist ein gutes (wenn auch nicht für jeden gleiches) Maß an Anforderungen — und in der Folge Streß — notwendig, um so etwas wie Wohlbefinden bzw. das physische und psychische Überleben zu ermöglichen. Dabei ist freilich auch zu berücksichtigen, daß verschiedene Menschen auf den gleichen „Stressor“ unterschiedlich reagieren — in Abhängigkeit von Faktoren, die sowohl in ihrer Person als auch in ihren Lebensumständen liegen können⁴.

⁴ Zu den psychischen Streß-Situationen zähle ich im Zusammenhang meines Themas vor allem: Die Erfahrung von Vergeblichkeit in Bezug auf Freundschaft und Sexualität, Leistung und Erfolg im Beruf, auch die Fixierung darauf („Potenz-Beweise“); Mangel an Kommunikation; Konflikte mit Eltern, Mitarbeitern und Autorität; Krankheit, Verlust eines Menschen; Unvereinbarkeit von Anforderungen, Zielen oder Wünschen (z. B. Ehe und Beruf); Verlust von sicher geglaubtem Lebenssinn, Zweifel an früheren Grundmotivationen; Identitätskrisen.

3. Die Belastbarkeit von Priestern Funktionsverlust der Kirchen

3.1 Strukturbedingte Faktoren

Diskrepanz zwischen offizieller Kirche und eigener Erfahrung

Die allgemeine Lage ist bekannt: die Zahl der Priester nimmt ab, die Alterspyramide steht auf dem Kopf, und es gibt keine sicheren Zeichen für die Umkehrung dieser Entwicklung. Gleichzeitig mit einem deutlichen Funktionsverlust der Kirchen in unserer Gesellschaft geht die Zahl der Kirchenbesucher zurück und nimmt die Zahl derjenigen Katholiken zu, die auf die kirchliche Trauung verzichten und ihre Kinder nicht taufen lassen oder ihre getauften Kinder nicht in den Religionsunterricht schicken. Die junge Generation — Lehrlinge, Schüler, Studenten — erwartet nur zu einem sehr geringen Teil Problemlösungen von der Kirche und ihren Repräsentanten. Darüber können weder die unbestrittenen sozialen Leistungen der Kirchen noch die immer perfektere Kirchenverwaltung noch die Aktivitäten zahlreicher (beinahe) demokratischer Gremien vom Pfarrgemeinderat bis zur Synode der deutschen Bistümer hinwegtäuschen.

Der Funktionsverlust der Kirchen (nicht notwendig auch der von Religion in einem allgemeinen religionsgeschichtlichen Sinn) ist in unserer Gesellschaft zu offensichtlich, als daß die von einem Priester geforderte Identifikation mit „seiner“ Kirche problemlos geschehen könnte. Die *Diskrepanz zwischen Äußerungen der offiziellen Kirche und dem eigenen Erfahrungsbereich* bzw. der eigenen Praxis ist vielfach so groß, daß schier unlösbare Konflikte entstehen, zumal das in der Bevölkerung wirksame Image der Kirche über die Medien geprägt wird, die gewöhnlich nur die offizielle Kirche und deren institutionelle Repräsentanten widerspiegeln. Der Priester wird aber in aller Regel als ein ebensolcher Repräsentant der Kirche angesehen und ist unter Umständen gezwungen, sich von übergeordneten Repräsentanten zu distanzieren. Wird dieses Verhalten zur Regel, ist eine Art Bewußtseins-Spaltung die Folge, die vielfach — mit einigem Recht — als „typisch katholische Heuchelei“ gekennzeichnet wird. Zu Recht deshalb, weil es sich hier nicht so sehr um ein privates moralisches Problem handelt, sondern um ein strukturell bedingtes Problem: der Priester soll einerseits ausführendes Organ der institutionellen Kirche sein (er hat im Auftrag und im Sinn des Bischofs zu handeln) und zugleich ganz für die Menschen einer Gemeinde da sein, deren Denken und Fühlen, deren Glaubensverständnis, ethische Normen und politische Entscheidungen sich unter Umständen mit den entsprechenden Vorstellungen des jeweils höheren Klerus nicht vermitteln lassen.

Möglicherweise liegen die Gründe für die *Gefahr eines*

Widersprüchliches
Bewußtsein

widersprüchlichen Bewußtseins noch tiefer. Jede Religion erhebt den Anspruch, das Gesamt der Wirklichkeit sinnvoll zu deuten und alle Lebensvollzüge des Individuums wie der Gesellschaft zu prägen. Aber faktisch haben die Kirchen in der Gesamtgesellschaft nur noch eine auf bestimmte Sektoren eingegrenzte Funktion. Religion ist für die Mehrzahl ihrer Mitglieder zur Privatsache geworden. Der Segmentierung der Lebensvollzüge (am deutlichsten: Arbeit — Freizeit), die in der Regel unverbunden nebeneinander bzw. nacheinander da sind, entspricht auf der individuellen Ebene eine Vielzahl von Rollen und auf der kollektiven Ebene das, was man pluralistische Gesellschaft nennt. In dieser Situation erfährt der Priester sich als „zuständig“ für bestimmte, abgegrenzte Lebensbereiche und soll doch den (kirchlich vermittelten) Totalanspruch Gottes vertreten, zuallererst in seiner eigenen Person. Doch die Erwartungen gegenüber dem Repräsentanten der Kirche betreffen nur einen abgezielten religiösen Bereich⁵. In der Person des Priesters wird die Diskrepanz zwischen theologisch begründetem Anspruch und faktischer Funktion der Kirche existentiell wirksam — bewußt oder unbewußt als Belastung, als Erfahrung von unausweichlichem Leid.

Nicht lösbarer
Konflikt

Psychologisch gesehen führt dies beim Priester zu einer „Doppelbindung“, d. h. zu einem *nicht lösbaren Konflikt* aufgrund sich widersprechender Forderungen ein und derselben Autorität; zu einem Konflikt, dem der Betroffene nicht entrinnen kann und der deshalb allzuleicht verdrängt wird. Reproduziert er nur, was „von oben“ gesagt wird (z. B. in Sachen Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsabbruch, Rede des Kardinals Döpfner vor Unternehmern), entfernt er sich von denen, zu denen er als Menschenfischer geschickt ist und versagt gegenüber seinem Auftrag. Richtet er sich — bei aller vom Evangelium her geforderten kritischen Distanz — an denen aus, mit denen er zusammenlebt, kommt er in die Gefahr, sich von denen absetzen zu müssen, die ihn beauftragt haben und denen gegenüber er loyal sein will. Eine ähnliche strukturell bedingte Doppelbindung, die vermutlich nur wenigen bewußt ist, entsteht aus dem Widerspruch zwischen der *hierarchischen Verfassung* der katholischen Kirche und dem *demokratischen Anspruch* derselben Kirche. Einerseits ist der Pfarrer die hierarchische Spitze seiner Gemeinde und wird grundsätzlich auch für alles, was im Namen der Gemeinde geschieht,

Spannung zwischen
hierarchischen und
demokratischen
Ansprüchen

⁵ Das erklärt auch die zunehmende Bereitschaft von Christen, ein (ggfs. von der Norm abweichendes) „Privatleben“ des Priesters zu akzeptieren.

verantwortlich gemacht; andererseits soll er die — häufig genug autoritär geprägten — Mitglieder eines Pfarrgemeinderates oder anderer Gruppierungen zu demokratischem Verhalten anleiten. Er soll zugleich als Vertreter der Hierarchie führen und als Christ unter Christen partnerschaftliches Verhalten einüben.

Abhängigkeit vom Bischof

Als drittes Feld strukturell bedingter Belastungen ist die persönliche *Abhängigkeit* des Priesters von seinem Bischof zu nennen. Die patriarchalisch strukturierte Beziehung zum Bischof oder zum Papst behindert — psychologisch gesehen — die Entwicklung zu einem erwachsenen Selbstbewußtsein. Der „Vater“, der für seine „gehorsamen Söhne“ wohlwollend sorgt, sie aber auch bestrafen kann, kann durch dieses latente und jederzeit aktualisierbare Abhängigkeitsverhältnis nicht das Maß an Selbstwertgefühl entstehen lassen, das Bedingung für ein hohes Streßniveau wäre — trotz bester, aber eben „väterlicher“ Absichten. Angesichts der oben beschriebenen Bedingungen fördert gerade die patriarchalische Abhängigkeit die Erschöpfung, die sie zu anderen Zeiten möglicherweise durch autoritative Abstützung bzw. Anlehnung verhindern konnte. Anders könnte es nur dann aussehen, wenn ein klares *gegenseitiges* Abhängigkeitsverhältnis bestünde.

Anonymität kirchlicher Verwaltung

Weiters wirkt die Übermächtigkeit und *Undurchschaubarkeit von Verwaltungen* streßfördernd. Die Kirche als Institution reproduziert hier nur, was in unserer Gesellschaft für jede große Institution gilt: Die Verantwortung für Entscheidungen bleibt in der Regel anonym. Der Konfliktpartner ist nicht greifbar.

Manche Priester leiden unter dem bürokratischen Verhalten der kirchlichen Behörde, halten aber doch an der harmonisierenden Fiktion eines „Familienbetriebs“ fest und können daher den Priesterrat oder ein anderes Gremium nicht als gewerkschaftsähnliche Interessenvertretung ansehen und einsetzen. Umgekehrt können die Mitglieder einer Bistumsleitung nicht akzeptieren, daß sie Teile einer Bürokratie sind und deren Mechanismen und Zwängen unterliegen. Der theologisch legitimierte Anspruch⁶, Seelsorger zu sein und das Evangelium zu verkünden, läßt sich auch hier oftmals nicht mit der tatsächlichen Funktion vereinbaren. Der Widerspruch wird nach meiner Einschätzung jedoch in aller Regel verdrängt⁷.

⁶ Aufgrund der Priesterweihe; für Laien im kirchlichen Dienst mag etwas Ähnliches gelten.

⁷ Nur angemerkt sei an dieser Stelle, daß eine Personalpolitik für und mit patriarchalisch geprägten Menschen weit mehr als unter anderen Voraussetzungen die persönliche Lebenssituation der einzel-

Als Zwischenbilanz
ein Beispiel:

Der Priestermangel erzwingt neue Überlegungen in Hinsicht auf den effektiven Einsatz der wenigen. Das Ergebnis sind mit Sorgfalt erstellte Pastoral- und Personalpläne. Es gibt gute sachliche Gründe für neue pastorale Strukturen (z. B. Pfarrverbände). Da es sich aber weiterhin nur um die Verwaltung des Mangels an Personal handeln kann, kommt auf den einzelnen Priester in der Regel ein größeres Aufgabenfeld zu. Dabei scheint mir jedoch die größere Arbeitsbelastung nur bei oberflächlicher Betrachtungsweise die Ursache für leidvollen Streß zu sein. Schwerwiegender sind m. E. zwei andere Gründe: Zum einen werden die Priester zunehmend vereinzelt, zum anderen wird ihr Berufsbild auf die sogenannten „eigentlichen“ priesterlichen Tätigkeiten eingengt. Beides zusammen fördert die Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben und mindert die Chance, mit den Menschen, unter denen der Priester lebt, in einen auch für ihn selbst wichtigen Kontakt zu kommen. Von den Strukturen her kann die Seelsorge aufrechterhalten werden; ob auch vom Personal her gesehen, läßt sich bezweifeln. Die zölibatäre Lebensform dürfte noch mehr zur Belastung werden, als sie es jetzt schon für viele ist.

3.2 Innerpsychische
Faktoren

Von Doppelbindungen war bereits die Rede. Sie sind deshalb und in dem Maße folgenschwer, als sie als naturgegeben verinnerlicht worden sind und unreflektiert bleiben. Die Ausbildung der Priester im Seminar und in den ersten Dienstjahren beruht offenbar noch immer auf dem anachronistischen „pädagogischen“ Prinzip, daß erst *Abhängigkeit* eingeübt werden muß, ehe *Selbständigkeit* zugelassen werden kann. Wenn diese Erziehung Erfolg hat, dann muß jeder Versuch, eigene Bedürfnisse und Interessen gegenüber einer Autorität durchzusetzen, Schuldgefühle und damit in der Regel eine Minderung des Selbstwertgefühls zur Folge haben. Eben dieser Mangel mindert aber auch die Widerstandskraft und fördert die Bereitschaft zur Flucht.

Zuerst Abhängigkeit
dann Selbständigkeit

Angst vor dem
Verlust der Eltern

Wenn weiters die Untersuchungen über die Motivation für den Beruf des Priesters Recht haben, wonach für viele die Angst vor dem Verlust der Mutter (des Vaters) und vor dem Risiko der Eigenverantwortlichkeit bestimmend wurde, dann wird erklärlich, daß sich in der Kirche patriarchalische Strukturen (Vater—Sohn) und matriarchalische Beziehungen („Liebe zur Mutter Kirche“) als so widerstandsfähig erweisen. Dann läßt sich aber auch ver-

nen, ihre Bedürfnisse und ihre Belastbarkeit berücksichtigen und demgegenüber den sachlich bestimmten Umgang mit „Planstellen“ in seiner Bedeutung relativieren muß. Woraus zu lernen ist, daß strukturelle Widersprüchlichkeiten einer Institution das Erreichen der Ziele derselben Institution behindern.

stehen, daß das Schwinden des mütterlichen Schutzes (Funktionsverlust der Kirche) und der väterlichen Autorität (Anonymität der Verwaltung) zu einem schwerwiegenden Problem für den einzelnen Priester wird: In dem Maß, in dem die soziale Anerkennung des Priesters abnimmt, ist er auf sich selbst gestellt — und erfährt sich möglicherweise nur als einen, der von seinen Eltern verlassen wurde, ohne daß er zuvor Selbstbekräftigung eingeübt und als verträgliches Pendant zu partnerschaftlicher Abhängigkeit erfahren hätte. Beides wäre aber dringend erforderlich, um dem „Angriff“ von beruflichen Mißerfolgen einerseits und unbefriedigten persönlichen Bedürfnissen andererseits wirksam begegnen zu können.

Belastung durch die
zölibatäre
Lebensweise

Schließlich ist unter den psychischen Belastungen noch die *zölibatäre Lebensweise* katholischer Priester zu nennen. Auch abgesehen davon, daß der Zölibat als Bedingung für den Priesterberuf eine der Ursachen dafür ist, daß die Zahl der Priester abnimmt und dadurch die berufliche Belastung der wenigen übermäßig wächst, ist diese Lebensform auch ein persönliches Problem. Die häufig zu hörende pragmatische Motivation für den Zölibat (daß er den Priester unabhängig und verfügbar mache — für den Dienst an den Menschen, aber ebenso für die übergeordneten Instanzen), trägt m. E. nicht, sondern fördert eher noch die heimliche, aber auch nur scheinbare Befriedigung des Bedürfnisses nach affektiver Zuwendung: sowohl die autoritative Anerkennung durch Titel wie der Jubel des Volkes bleiben notgedrungen eine anonyme, fast a-personale Zuwendung, und die Angst vor persönlichen Bindungen (bzw. vor dem Verlust kindlicher Bindungen) wird durch eine allgemeine Liebe zu allen (Gemeinde) oder zu einer fernen sozialen Größe (Bischof, Kirche) verschleiert.

Verharmlosung des
Verzichts auf einen
Lebenspartner

Es ist wohl nicht zufällig, daß in der Werbung für Priesternachwuchs der geforderte Verzicht auf sexuelle Befriedigung und auf einen Lebenspartner verharmlost wird. Diese Verschleierung ist um so leichter möglich, als für viele Sexualität angstbesetzt und mit Schuldgefühlen belastet ist, die wiederum das Streßniveau herunterdrücken. Anders gesagt: Die Fähigkeit, mit affektiven und sexuellen Bedürfnissen umzugehen, ist abhängig von dem Maß an Selbstbewußtsein und Selbststeuerung, zu dem ein Mensch fähig ist⁸.

⁸ Solche Selbststeuerung schließt allerdings die (nicht bloß theoretische) Möglichkeit ein, den Mangel an Zuwendung und sexueller Befriedigung bewußt und aktiv zu beheben, etwa in einer heimlichen Ehe. Da dies der Norm widerspricht, stellt sich leicht Entdeckungsangst ein, die zu einer weitgehenden Selbstisolierung füh-

Keine Fluchtmöglichkeit bei innerpsychischen Konflikten

Die innerspsychischen Faktoren für leidvollen Streß spielen schon deshalb eine übermäßig belastende Rolle, weil man sich ihnen nicht durch Flucht entziehen kann. Aber auch der, der dieses Dilemma reflektiert und sich frei zu machen versucht, wird an irgendeinem Punkt feststellen, daß er die Strukturen, die Mitverursacher seiner inneren Belastung sind, faktisch nicht ändern kann. Die Folge ist ein *Gefühl von Ohnmacht*. Dieses Gefühl stellt sich um so leichter ein, als die Zahl der Priester erheblich abnimmt und die beruflichen Anforderungen qualitativ und quantitativ zunehmen — bei gleichzeitiger Einengung des Entscheidungsspielraums bezüglich der Art der Arbeit. Gerade das Letztere schlägt bei den gegenwärtigen Versuchen von Diözesanleitungen, eine „flächendeckende Pastoral“ aufrechtzuerhalten, erheblich zu Buche. Die Chancen, einen Arbeitsplatz zu finden, der den eigenen Fähigkeiten und dem persönlichen Streßniveau entspricht, sind für viele bedrohlich gesunken. Die Angst vor Überforderung scheint weit verbreitet.

3.3 Gottesbild

Die Vorstellung eines übermächtigen Gottes ...

... führt zu Sinnverlust

Allmachtsphantasien erschweren Anpassung

Das Kirchenbild einschließlich der idealtypischen Vorstellung von der „priesterlichen Existenz“ ist auf vielfältige Weise mit dem Gottesbild verbunden. Das Bild vom absoluten Gott, vom Allmächtigen, der alles weiß und alles lenkt, dieser *übermächtige Gott* verhindert, die Erfahrungen von Leid und Erfolglosigkeit („seines Dieners“, „seiner Kirche“) so zu verarbeiten, daß sie in einen Sinnzusammenhang gebracht werden können. Nicht nur theologisch unbedarfte Laien scheitern aufgrund dieses Gottesbildes mit ihrem Glauben — angesichts leidvoller Erfahrungen. Sinnverlust ist eine reale Gefahr auch für Priester, allerdings mit einem Unterschied: Priester werden nicht so schnell offen gegen Gott rebellieren, zumindest nicht bewußt, zumal ihre Identität vielfach von der Identifizierung mit der Felsen-Kirche und mit dem absoluten Gott abhängt. Diesem so vorgestellten Gott sich zu unterwerfen, verspricht Teilhabe an seiner Größe. Doch passiv-autoritärer Fügsamkeit gegenüber Gott und den Oberen entspricht auch aktiv autoritäres Verhalten gegenüber den Unteren — als „Stellvertreter Gottes“, aber eben des absoluten, allmächtigen Gottes. Dieses Gottesbild erlaubt Allmachtsphantasien, erschwert jedoch auch die aktive Anpassung an Streß verursachende Faktoren, zu denen nicht gerade selten die

ren kann und zudem in jedem Fall die Partnerbeziehung belastet. Offenheit ist um so weniger möglich, als dieses Problem auf Seiten der Bistumsleitungen verdrängt wird oder zumindest nicht offiziell zur Kenntnis genommen werden kann — es sei denn, sie wählen den kirchlichen Konflikt, den jetzt der einzelne in sich selbst und mit seinem Partner auszutragen hat.

als ebenso absolut verinnerlichten göttlichen Normen gehören: Ihr Absolutheitscharakter programmiert unausweichlich Versagen und Schuldgefühle. In dem Maß, in dem die Erziehung dieses Bild von Gott eingepflegt hat, schwinden die Chancen, daß sich ein starkes Selbstbewußtsein entwickelt. Dementsprechend wachsen sich die Erfahrungen von Leid, Erfolglosigkeit und Scheitern zur Lebensbedrohung aus, Verlust des Glaubens eingeschlossen. Am Ende rettet auch nicht die Vorstellung, Stellvertreter dieses Gottes zu sein.

Es wäre des Nachdenkens wert, warum das ganz anders geartete Gottesbild der Bibel in der christlichen Verkündigung und Erziehung, aber auch in den Strukturen der Kirche, sich so wenig durchsetzen konnte.

3.4 Sprachschwierigkeiten

Auch darum scheint es mir notwendig zu sein, innezuhalten und sich zu besinnen auf die Erfahrungen von Menschen, die aus den Texten der Bibel sprechen. Daß sich bei solchem Erinnern wie von selbst eine andere Sprachform einstellt, dürfte kein bloßer Zufall sein. Rationale Argumentation wird dadurch in keiner Weise überflüssig. Sie erhält jedoch einen *Bezugspunkt*, der angenommen und ebenso abgelehnt werden kann: Diese Offenheit macht es überhaupt erst möglich, der Erinnerung Bedeutung beizumessen und sie für das eigene Leben wirksam werden zu lassen. Die Kommunikation von Priestern untereinander bewegt sich selten auf dieser Sprachebene. Die Sprache subjektiven Betroffenseins ist in der Regel der Einbahn-Kommunikation von Predigt, öffentlichem Beten und Zuspruch oder dem Gebet hinter verschlossenen Türen vorbehalten. Unter starken Belastungen können diese Weisen der Erinnerung wohl nur sehr bedingt wirksam werden. Der Mangel an partnerschaftlicher (!) Kommunikation auf der Ebene des Betroffenseins gefährdet nicht nur die für eine wirksame Verkündigung notwendige „Echtheit“ des Sprechens, sondern auch die Identität des Priesters, der auf Dauer nicht nur für andere predigen kann.

Suche nach dem Bezugspunkt

4. Wirksame Erinnerung

Hiob

Hiob leidet nicht nur unter seinem Aussatz und dem Tod seiner Kinder. Seine Freunde versuchen, ihm Schuldgefühle beizubringen mit schönen theologischen Begründungen. Aber er läßt sich nicht beeindrucken. Sein Selbstbewußtsein bleibt ungeboren. Hiob ist nicht der Duldende. Er wählt den Aufstand. Er klagt Gott an. Und der läßt sich tatsächlich vor die Schranken des Gerichts zitiieren. Gott nimmt ihn ernst. Er macht sich abhängig von Hiob. Und bleibt Gott. Deshalb verzichtet Hiob auf

seine Anklage. Er leidet nicht mehr an Gott, an sich selbst.

Bartimäus

Der blinde Bartimäus schreit um Hilfe. Die Freunde Jesu verdrängen ihn. Angeblich, um Jesus vor Behelligung zu schützen. In Wahrheit schützen sie sich selbst vor dem Angriff des Leids. Jesus aber nimmt den Leidenden wichtig. Er heilt ihn. Und der Blinde faßt Vertrauen. Er ist ein ganzer Mensch.

Paulus

Und Paulus: der Stachel im Fleisch. Zehnmal hat er gebeten. Vergebens. Es ist möglich, mit dem Stachel zu leben. Im Vertrauen auf den, der keinen vernichtet.

Psalm 139

Die Angst, ins Leere zu fallen. Die Sinnlosigkeit ist allgegenwärtig. Verkörpert in Feinden, die mich zerstören. Doch die Gegenwart Gottes umgreift noch die Angst: Vertraut bist du mit all meinen Wegen. Du umschließt mich von allen Seiten. Der 139. Psalm.

Die Ehebrecherin

Sie hatte nichts mehr zu gewinnen. Höchstens noch etwas Zeit bis zur Steinigung. Jesus macht ihr keinen Vorwurf. Er entlastet sie von denen, die Recht haben. Die stark sind und gerne verurteilen. Er macht die Ehebrecherin stark. Sie kann von neuem anfangen.

Jesus

In Todesangst am Ölberg und alleingelassen am Kreuz. Solange es möglich war, hat er sich gewehrt. Doch ist er nicht verzweifelt. Sein Selbstbewußtsein ist ungebrochen. Denn Gott weiß um ihn. Der Gott, der sich klein macht und leidet. Der eben dadurch Leben schafft. Nicht herablassend, nicht bedrohlich, sondern gemeinsam mit dem Sohn. Der Vater hat es nicht nötig, seine Stellung zu behaupten. Hiob bekommt Recht, und für Judas besteht noch Hoffnung.

5. Stabilisierende
Faktoren

Wenigstens in einer Hinsicht gleichen sich die erinnerten Texte: Die individuell und kollektiv bestätigte Gewißheit, zu einem umfassenden Grund-Vertrauen berechtigt zu sein, läßt auch den noch leben, der erkennt, daß die Kluft zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, gegenwärtig nicht geschlossen werden kann. Vielleicht noch wichtiger ist, daß diese Gewißheit die Selbstsicherheit, Souveränität und Freiheit ermöglicht, die notwendig sind, um in aussichtslos erscheinenden Situationen das als richtig Erkannte zu tun — auch wenn die Erfolgsaussichten gering sind und Frustrationen den Weg begleiten.

Noch einmal: Solche Selbstgewißheit hängt entscheidend ab von dem, was man Gottesbild nennt (dem immer auch ein Menschenbild entspricht). Ich habe oben ein weitverbreitetes Gottesbild zu zeichnen versucht, das leidvollen Streß hervorbringt oder die Widerstandskräfte in Streß-

Der treue Gott
— als Wegbegleiter

Situationen lähmt. Dieses Gottesbild gilt es zu korrigieren. Keine Rechtfertigung Gottes kann angesichts des Leids in der Welt den Abgrund zwischen dem allmächtigen und allgütigen Gott überbrücken. Und wem das absolutistische Gottesbild eingepflegt wurde, der ist dazu disponiert, Atheist zu werden, sozusagen aus Notwehr.

Der Gott der Bibel wird jedoch zuallererst als der *treue Gott* erfahren, als Jahwe, der da ist und auch künftig da sein wird — als Begleiter auf dem Weg. Jahwe ist ein Wege-Gott. Er ist mächtig und er ist gut. Er gibt Sicherheit nicht durch Allmacht, sondern durch Treue. Auch der Wege-Gott stellt Normen auf, aber nicht als allwissende Übermacht, sondern als Partner, der Erwartungen an den anderen Partner hat — ohne mit der Kündigung des Vertrages zu drohen, falls die Erwartungen nicht erfüllt werden. Vermutlich ist gerade dies die entscheidende, die eigene Geschichte interpretierende Erfahrung des Volkes Israel gewesen. Es käme wohl darauf an, solche Erfahrungen zu machen, die nicht niederdrücken und nicht immer von neuem die armselige Ohnmacht des Menschen demonstrieren. Offenbar gibt es zu wenig Menschen, die solche Wegbegleiter und *dadurch* Zeugen Gottes sind. Denn damit der Respekt Gottes vor jedem Menschen tatsächlich verstanden und lebenswirksam werden kann, sind *Erfahrungen* notwendig, die das Recht zu solcher Hochschätzung der eigenen Person (als Bedingung für die Widerstandskraft gegenüber Streß-Erfahrungen) bestätigen und zugleich die innere Sicherheit vermitteln, die einem Menschen die Freiheit gibt, auf die Demonstration seiner eigenen Stärke gegenüber Abhängigen zu verzichten. Auch hierin geht es um die Ermöglichung der Nachfolge Jesu.

5.2 Stabilisierende
Faktoren

Mit Hinweisen auf *stabilisierende Faktoren* möchte ich zum Abschluß erläutern, daß es durchaus möglich ist, der Resignation zu entgehen, die sich einstellen könnte aufgrund des Funktionsverlustes der Kirche, ihrer (leidvollen Streß fördernden) Strukturen und mancher innerpsychischer Behinderung.

Wenn die Zufriedenheit mit dem eigenen Leben ausschließlich vom beruflichen Erfolg abhängt, wenn also eine Totalidentifikation mit dem Beruf gegeben ist, dann bedrohen berufliche Mißerfolge oder einige Veränderungen in der kirchlichen Praxis und Lehre die ganze Existenz. Am Ende steht u. U. der Verlust jener Widerstandskraft, die die Anpassung an neue Situationen und das psychische und physische Gleichgewicht ermöglichen könnte. Erschöpfung und — im Ernstfall — Verlust von

Beruflicher Erfolg
und persönliche
Beziehungen

Lebenssinn und Identität sind das Ergebnis⁹. Daher scheint es mir unabdingbar, das eigene Leben bewußt auf zwei Beine zu stellen: auf *beruflichen Erfolg* einerseits und auf *persönliche Beziehungen* und Bindungen an Freunde andererseits. Dazu gehört dann selbstverständlich, daß das Erfüllen privater Bedürfnisse und der Zeitaufwand für private Beziehungen nicht als Vernachlässigung dienstlicher Pflichten beurteilt werden. Solch ein Vorwurf wäre besonders gravierend, wenn er nicht bloß von außen kommt, sondern bereits mit dem Bild des 24-Stunden-Priesters internalisiert wurde. Der Erfolg in dem einen Lebensbereich kann jedenfalls den Mißerfolg in dem anderen Lebensbereich erträglich machen. Mit Erfolg und Mißerfolg steht dann nicht sofort die ganze Existenz auf dem Spiel.

In einer Gruppe
arbeiten und leben

Der zweite Hinweis steht in engem Zusammenhang mit dem zuvor Gesagten. Wenn von Teamarbeit gesprochen wird, ist gewöhnlich nur die gemeinsame Arbeit im Blick, nicht so sehr das Zusammenleben. Es scheint zwar schwer, unter Priestern die *emotionale Ebene* ins Gespräch zu bringen und z. B. Zuneigung und Abneigung offen auszusprechen; doch ist das bewußte Aufnehmen der — ohnehin vorhandenen — emotionalen Bezüge für den Bestand der Gruppe wie für die Stabilität der einzelnen Mitglieder von höchster Bedeutung.

Geistlicher Konsens

Für eine bewußt kirchliche Gruppe ist es darüberhinaus lebensnotwendig, daß sie zu einem inhaltlichen *Konsens* findet, der sich nicht nur auf die Richtung der pastoralen Arbeit beschränkt, sondern auch einen im besten Sinn geistlichen Konsens im Glaubensverständnis und in der Glaubenspraxis einschließt. Ich bin überzeugt, daß in solchen Gruppen gemeinsame Wertmaßstäbe gefunden werden können, die sowohl zur Relativierung von Erfolg und Mißerfolg beitragen, als auch die Solidarität ermöglichen, die in Konflikten den Rückhalt gibt, den die Quasi-Beziehung zum Bischof oder zur Gemeinde¹⁰ nicht geben kann. Diese Gruppe könnte intern auch andere als hierarchische Strukturen verwirklichen und damit ein erfahrbares Gegengewicht zur einseitigen Abhängigkeit in vorerst nicht veränderbaren kirchlichen Strukturen schaffen. Die für den einzelnen vielfach unausweichliche Al-

⁹ Nach meiner Einschätzung trifft das keineswegs nur auf sogenannte konservative oder nur auf ältere Priester zu. Das zunehmend zu beobachtende Phänomen, daß sich gerade sogenannte progressive oder jüngere Priester in ihrem Arbeitsbereich eingraben und nicht einmal innerkirchlich für größere Zusammenhänge (z. B. Priesterat, informelle Gruppen) zu interessieren sind, scheint mir ein alarmierendes Zeichen zu sein. Der unmittelbar erfahrbare und auf die eigene Person bezogene Erfolg muß die Identität und das lebensnotwendige Selbstwertgefühl sichern: Ein auf Dauer zum Scheitern verurteilter Versuch.

¹⁰ Aufgrund ihrer tendenziellen Anonymität.

Ehelosigkeit als freier Verzicht — um für sich selbst die „Armut vor Gott“ manifest zu machen

ternative von Flucht oder Kampf könnte aufgebrochen und durch selbstbewußte Anpassung ersetzt werden.

Einer solchen Gruppe wäre schließlich auch zuzutrauen, daß sie der Träger einer Motivation für das zölibatäre Leben wird, die der von Ordensleuten entspricht: Ehelosigkeit als bewußt übernommener, freier Verzicht, mit dem primär für sich selbst und erst sekundär für andere die „Armut vor Gott“ manifest gemacht und als Mangel bewußt gehalten wird. So verstandener Verzicht könnte die einzig legitime (weil absolut sicher Heil schaffende) Abhängigkeit des Geschöpfes vom Schöpfer signalisieren: Ich lasse mich beschenken. Eine andere tragfähige Begründung dürfte schwer zu finden sein. Aber auch sie bedarf der *sozialen Abstützung* und gewinnt ihre Plausibilität nicht durch sich selbst. Weiter zu reflektieren ist nur, daß die Art des Verzichts als wirksames Zeichen der Armut vor Gott prinzipiell beliebig und in Sachen Ehelosigkeit nur durch — nicht ganz so beliebig verfügbare — Traditionen vorgegeben ist.

6. Schluß

Das Beste, was man normalerweise tun kann, wird vielfach nicht möglich sein: Gewichtige Ursachen für übermäßigen, leidvollen Streß bei Priestern lassen sich nur sehr bedingt beheben. Weder das Image der Kirche in der Gesellschaft, noch die kirchlichen Strukturen, noch auch die Persönlichkeitsstruktur und das Gottesbild des einzelnen lassen sich kurzfristig korrigieren. Doch in dem Maß, in dem Priester versuchen, selbst stabiler zu werden, wächst auch ihre Widerstandskraft gegenüber den beschriebenen Belastungen und damit die Möglichkeit, sich aktiv anzupassen — ohne Fluchttendenzen. Der die eigene Einstellung verändernde *Entschluß* ist notwendige Voraussetzung. Wenn es allerdings bei dem bloß individuellen „guten Vorsatz“ bliebe, käme das einer Überschätzung der eigenen Kräfte gleich. Auch Priester bilden keine Ausnahme: In den Himmel kommt keiner allein!